

Rainer Stuhlmann

Ein Herz für beide

Hoffnung im Streit der Sympathisanten Israels und Palästinas

„Mich erschreckt, wie aggressiv Deutsche, die sich für Palästinenser engagieren, gegen Israel argumentieren.“ Als ich diesen Satz das zweite Mal und wieder aus dem Mund eines palästinensischen Freundes hörte, wurde ich nachdenklich. Denn nach einer erregten öffentlichen Redeschlacht gingen auch jüdische Israeli betroffen weg, weil sie Ton und Wortwahl derer, die „Für Israel“ argumentierten, unangemessen und unerträglich fanden. Erbitterter und unversöhnlicher als jüdische Israeli und Palästinenser in ihrem Land streiten ihre deutschen Sympathisanten.

Wenn es nicht so ernst wäre, fühlte ich mich auf den Kinderspielplatz versetzt. Da gehen Mütter wütend auf andere Mütter zu, um ihre Kinder vor den vermeintlichen oder tatsächlichen Angriffen der Kinder dieser Mütter zu beschützen. Unversöhnlicher als ihre Kinder in der Sandkasten-Arena kämpfen die Mütter (manchmal auch die Väter) gegen einander auf den Zuschauer-Bänken am Platzrand. Und manchmal spielen die verfeindeten Kinder längst wieder friedlich miteinander, während deren Mütter oder Väter immer noch Schaum vor dem Mund haben oder sich zornig anschweigen.

Ein Richter erzählte mir, dass es viel schwieriger ist, Anwälte zu einem sich bietenden Vergleich zu bewegen als deren Mandanten. Gelegentlich gelingt es ihm, die Prozessgegner für einen Vergleich zu gewinnen an deren Anwälten vorbei. Anwalt und Anwältin müssen nach eigenem Selbstverständnis Partei ergreifen, um Recht durchzusetzen. Beeinträchtigt diese Rolle die Fähigkeit, sich auf Kompromisse einzulassen, die zur Verständigung nötig sind? Oft ist diese Verständigung ja nur möglich, wenn sie sich mit einem begrenzten Maß an Unrecht einverstanden erklärt. Dieses Einverständnis ist im gelebten Leben offensichtlich leichter zu leisten als in einem System davon abstrahierter Rechtsnormen. So suche ich Antworten auf die Frage, warum der „Krieg“ der Sympathisanten und Sympathisantinnen manchmal heftiger scheint als der der realen Gegner.

Menschen in Deutschland urteilen über die Nahostkonflikte in der Regel aus der Distanz. Das ist ein weiteres Stichwort, das mich das Phänomen verstehen lässt. Aggression gegen die einen ist ja die Kehrseite von Liebe und Fürsorge für die anderen. Die Sympathie ist eine tief verwurzelte Empathie. Und das auf beiden Seiten. In vielen Gesprächen mit Freunden Israels und mit Freunden Palästinas habe ich den Eindruck gewonnen, dass immer das ganze Herz voll ist von echtem Mitgefühl mit dem Leiden der Menschen, denen sie nahe stehen. Manchmal sind es Verwandte oder Freundinnen und Freunde, manchmal Menschen, denen sie begegnet sind und deren Schicksal sie zutiefst und nachhaltig berührt hat. Herz und Hirn sind schlicht besetzt von der Empathie mit ihnen. Und die Empathie nötigt sie zu Engagement und Fürsorge. Darin gleichen die deutschen „Anwälte“ Israels haargenau den deutschen „Anwälten“ Palästinas.

Manchmal wird die Empathie mit den einen durch eine Empathie mit den anderen ausgetauscht. Eine Kollegin erzählt das immer wieder als ihre Lebensgeschichte. Als sie sich relativ spät mit dem christlichen Antijudaismus beschäftigte, wurde sie zur leidenschaftlichen Kämpferin für Juden und für Israel. Als sie zwanzig Jahre später zum ersten Mal eine Reise in die von Israel besetzten Gebiete machte, schlug ihre feurige Sympathie für Juden und für Israel um in eine ebenso feurige für Palästinenser und Palästina. Die einen nehmen nun den Platz der anderen in ihrem Herzen ein. Noch ist da kein Platz für beide.

Dass in ein und demselben Herzen die Empathie für die einen Platz lässt oder Platz schafft auch für die anderen, das haben mich Menschen gelehrt, die auf unvergleichlich brutale Weise Opfer der Gewalt im Nahen Osten geworden sind. Jüdische und palästinensische Eltern, deren Kinder vor Jahren in den Konflikten getötet wurden, begegnen sich heute regelmäßig im „Elternkreis“. Sie alle erzählen, wie ihre tiefe Trauer oft Jahre lang immer wieder genährt wurde durch abgrundtiefen Hass auf die Mörder ihrer Kinder. Aus der Gefangenschaft ihres Has-

ses wurden sie befreit, als sie Menschen kennen lernten, die ihr Schicksal teilten. Gegen viele innere Widerstände und den ihrer Familie und ihrer Freunde haben sie in einem langen und schmerzlichen Prozess mehr und mehr entdeckt, dass es nicht die Mörder ihrer Kinder sind, denen sie gegenüber sitzen, sondern Eltern, die wie sie um ihre Kinder trauern. Ohne dass es die Empathie mit ihren eigenen

Kindern schmälerte, entstand Empathie mit den Leidenden auf der anderen Seite.

Aus: Rainer Stuhlmann, *Wir weigern uns, Feinde zu sein. Hoffnungsgeschichten aus einem zerrissenen Land*, Neukirchen 2020, 153-156. Der Text wurde am Ende gekürzt. Rainer Stuhlmann war 2011 bis 2016 Studienleiter in Nes Ammim/Israel.

Bildungs- und Begegnungsstätte Givat Haviva

Givat Haviva ist eine Bildungs- und Begegnungsstätte zwischen Tel Aviv und Haifa, die sich für die Entwicklung einer friedlichen und toleranten Gesellschaft einsetzt. Neben den Programmen für Reisegruppen liegt ein Schwerpunkt in der Entwicklung einer „Gemeinsamen Gesellschaft“. Dabei geht es um mehr als nur Koexistenz, kein Nebeneinander mehr, sondern ein gleichberechtigtes Zusammenleben aller gesellschaftlichen Gruppen ist das Ziel. Dies geschieht durch Begegnungsprojekte zwischen Juden/Jüdinnen und Araber*innen, insbesondere Musli-

men/Muslimas. Daneben gibt es Projekte wie „Frauen kochen für den Frieden“ sowie das Sprachprogramm, das jüdisch-israelische Lehrer*innen in arabische Schulen bringt.

So können Sie spenden:

**Ev. Regionalverwaltungsverband
Starkenburger-West, Gernsheim
IBAN: DE36 50852553 000 3006 509
Betreff: ImDialog + Projektname**

Frank Crüsemann

Karl Barth und die Judenmission

Mehr als eine Rezension:

Stefanie Sippel, Die große Unmöglichkeit. Karl Barths Abweisung der Judenmission

In der konflikthaften kirchlichen Annäherung an das Judentum in den letzten Jahrzehnten ging es immer zentral um die Frage der Judenmission. Denn die universale Heilsbedeutung Jesu Christi war das Hauptargument all derer, die eine Wiederannäherung an das Judentum bekämpften und einen zu tiefen Bruch mit der theologischen Tradition verhindern wollten. Dabei gab es, folgt man der vorliegenden Siegerner Dissertation von Stefanie Sippel, immer schon eine Theologie, die eine hohe Christologie mit der Ablehnung jeglicher Judenmission verband, und sie wurde vom einflussreichsten Theologen des 20. Jahrhunderts vorgetragen, von Karl Barth.

Die Arbeit nimmt die expliziten und immer eindeutig negativen Aussagen Barths zur Judenmission als Leitfaden durch das komplexe Feld seiner theologischen Sicht von Israel und der Kirche und damit unvermeidlicherweise auch des Ganzen einer biblisch orientierten Theologie. Das Ergebnis

ist, dass das Profil der Israellehre Barths durch diese Arbeit sehr viel deutlicher hervortritt.

Zeugnis – keine Mission

Ausgangspunkt ist der „Exkurs zur Judenmission“, wie der kleingedruckte Abschnitt, der sich in *Kirchliche Dogmatik Bd. IV 3/2* (in der Folge = KD), 1959, 1005-1007 im Anschluss an die Darstellung des Auftrags zur Mission der Kirche findet, genannt wird (Sippel 76ff). Er hat in der breiten Diskussion über Barths Äußerungen zum Judentum eine erstaunlich geringe Rolle gespielt. Seine zentrale Aussage lautet: „um ‚Mission‘, um ein Zutragen des Evangeliums, kann es sich für sie (die Kirche) im Verhältnis zur Synagoge *nicht* handeln“ (1005). Denn das Heil kommt ja von den Juden (Joh 4,22). Und das bleibt so trotz der Ablehnung des Christus. Was gegenüber der Synagoge nötig bleibt, ist „Zeugnis“ und kann gerade keine „Mission“ sein.